

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (2009)

Heft: 1: Papier und Buchdruck

Artikel: Im Gespräch mit John von Düffel : über das Schreiben, die Fiktion und die Wirklichkeit

Autor: Düffel, John von / Ryser, Philipp

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Gespräch mit

John von Düffel

Über das Schreiben, die Fiktion und die Wirklichkeit

[ryp.] John von Düffel ist promovierter Philosoph und Dramaturg, Schwimmer und vor allem eines: ein wunderbarer Schriftsteller. Wir haben uns mit ihm über seine Zeit in Basel, das Schreiben, das Fiktionale und die Wirklichkeit unterhalten. Dabei drängt sich vor allem eine Frage auf: Wäre aus John von Düffel ein erfolgreicher Schriftsteller geworden, wenn er nicht in Basel gelebt hätte?

Als John von Düffel aus Oldenburg nach Basel kommt, staunt er. Keine zehn Kilometer ist er von der deutschen Grenze entfernt, lebt mitten in der Basler Altstadt, hat am Theater Basel einen Job als Dramaturg gefunden und fühlt sich trotzdem fremd – so fremd, wie noch nie zuvor in seinem Leben.

«Ja, ich habe mich fremd gefühlt, um nicht zu sagen teilweise sogar sehr fremd, was ja schon durch die Sprache bedingt ist. Gerade aufgrund der scheinbaren Nähe der Sprache merkt man wie gross die Distanz tatsächlich ist. In den USA oder auch in Schottland empfand ich diese Fremdheit nicht. Da fühlte ich mich am Ende meiner Aufenthalte mehr zugehörig als in der Schweiz, wo ich mich sozusagen als Sprachasylant, als Sprachfremder, gefühlt habe.»

Noch «ein bisschen fremder» hat er sich erst später wieder gefühlt: «in Tokyo», aber das ist eine andere Geschichte. Und doch oder vielleicht gerade deswegen hat Basel auf ihn inspirierend gewirkt: Möglicherweise war es dieses Gefühl der Fremdheit, des Nichtverortet seins, das ihn zur Feder respektive in die Tasten greifen liess.

«Tatsächlich hat mir diese Fremdheit ermöglicht anders auf das eigene Land zu kucken und auch so etwas wie Sehnsucht nach Deutschland zu empfinden – nach den deutschen Gewässern und Flusslandschaften.»

In den zwei Jahren, als er in Basel lebt, verfasst er zwei Romane: «Schwimmen» und «Vom Wasser». Letzterer wurde zu einem Bestseller, in dem er vom Aufstieg und Niedergang einer Familie erzählt, die während drei Generationen Papier herstellt:

Zwischen zwei Flüssen, zwischen Orpe und Diemel, hatte ein geschäftstüchtiger Ururgrossvater von mir ein Landgut erworben, das sich «Die Missgunst» nannte. Er störte sich damals an diesem Namen nicht. Er sah nur

die Kraft und den Nutzen des Wassers, des vielen Wassers, das dieses Land umfloss. Dieses Wasser, sah er, war Geld. Und er errichtete auf der Missgunst eine Papierfabrik, betrieben, gespeist und gereinigt vom Wasser. Es war das schwarze Wasser der Orpe, das in diese Fabrik hineinfloss und dort seinen unterirdischen Lauf nahm, hier und da aufschäumte in Kesseln, in Wehren gestaut und gestürzt wurde und dann in Tunnelsystemen wieder verschwand, als Wasserdampf aufschrie und schliesslich still, schwarz und unergründlich unter einer verwitterten Brücke davonfloss, mit einem leicht süsslichen Geruch, der in meiner Erinnerung ein Grabesgeruch ist, aber sicherlich herrührte von der Stärke und dem Leim, mit dem in der Fabrik Papier gefertigt wurde.

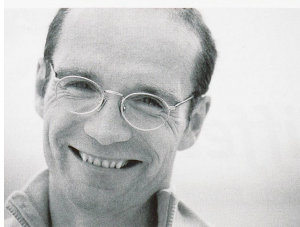
John von Düffel sitzt in seinem Büro im Thalia Theater in Hamburg. Noch einmal kehrt er in Gedanken zu seinem ersten Bestseller zurück. Er mutmasst, dass er dieses Buch nie so hätte schreiben können, wenn er in Deutschland geblieben wäre. Erst der Abstand hätte es ihm möglich gemacht, diese Erzählung zu verfassen.

«Es ist als ein Erinnerungsbuch angelegt. Der Erzähler sitzt in Basel am Rhein und erinnert sich durch den Fluss, den er vor Augen hat, durch die Art und Weise wie sich das Wasser bewegt; und so wie es seine Reise zurücklegt, legt er seine Reise in die Erinnerung zurück. Das Wasser wird gewissermassen zum Medium der Geschichte.»

Vom Wasser und vom Schwimmen

«Vom Wasser» ist eben mehr als eine Familiengeschichte. Immer wieder kommt darin – der Titel zeigt es an – die besondere Beziehung des Erzählers zum Element Wasser zur Sprache. Das Wasser ist allgegenwärtig. Erzählt wird nicht nur von der Bedeutung des Wassers für den Papierherstellungsprozess, sondern auch von Schwimmerlebnissen, vom Fliegenfischen und der Macht des Wassers im Allgemeinen, seiner Gnade auf der einen und seiner Unerbittlichkeit auf der anderen Seite.

«Durch meine Schwimmerfahrung wusste ich, dass ich die Geschichte von einem, der immer wieder zum Wasser zurückkehrt, erzählen will und dass er aus einer Familie stammt, deren Aufstieg und Fall mit dem Wasser und durch das Wasser passiert ist, die also



John von Düffel

1966 in Göttingen geboren, wuchs in Deutschland, Nordirland und den USA auf. Als 23-Jähriger promovierte er über Erkenntnistheorie. Seither ist er als Hörspielautor, Dramatiker und Schriftsteller tätig. Von 1996 bis 1998 arbeitete er als Dramaturg am Theater Basel. Hier wurden seine Stücke «Shakespeare, Mörder, Pulp & Fiction» sowie «Saurier-Sterben» uraufgeführt. Für seinen Roman «Vom Wasser» wurde er mehrfach ausgezeichnet. Zurzeit arbeitet er am Thalia Theater in Hamburg.

Lesen! Unbedingt lesen!

Die Romane von John von Düffel (in chronologischer Reihenfolge):

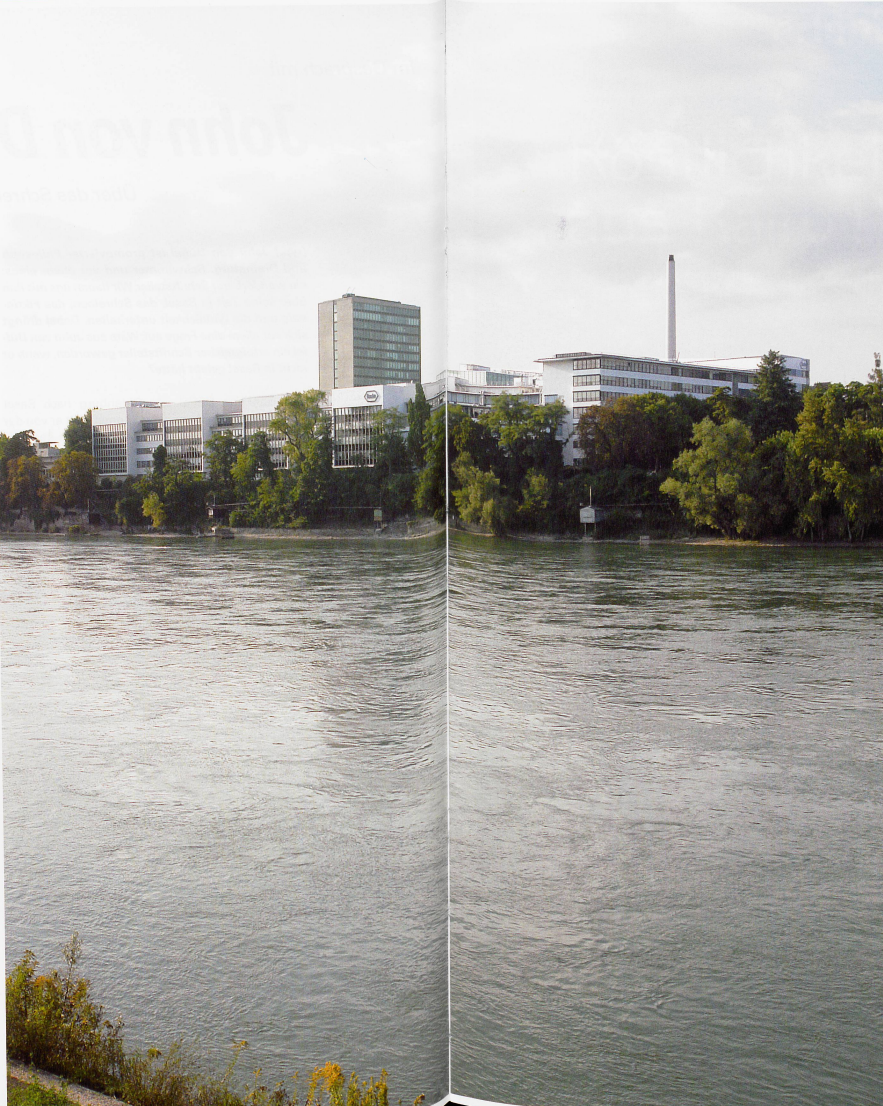
Vom Wasser (1998), Schwimmen (2000), Zeit des Verschwindens (2000), Ego (2001), Houwelandt (2004), Hotel Angst (2006, eine Erzählung), Beste Jahre (2007).

Neben den beiden Erstlingen empfiehlt sich vor allem die Lektüre von «Houwelandt» und «Hotel Angst». «Ego» ist ein wunderbarer Roman für kurzweilige Stunden

vom Wasser gelebt hat und auch vom Wasser zerstört wurde. Das war sozusagen der Grundgedanke.»

Die Beziehung zum Wasser und Schwimmerfahrten tauchen in John von Düffels Werk immer wieder auf. Sein Roman «Schwimmen», dem er den Untertitel «Kleine Philosophie der Passionen» gegeben hat, ist ganz dem Thema gewidmet. In diesem Roman steht der Erzähler in Basel und schaut leicht befremdet den Rheinschwimmern zu. Es ist, wie er feststellt: *die wahrscheinlich wichtigste Lektion in meiner ganzen Schweizer Zeit: das Erlernen des Passiv-Schwimmens.* Immer wieder schlendert er an den Rhein und beobachtet, wie sich die Schwimmer den Fluss hinuntertreiben lassen. Die Schwimmer, so stellt er fest: rühren sich im Wasser kaum:

Ab und zu ein müssig aufspritzender Beinschlag, mehr zur gegenseitigen Belustigung. Hier und da eine an Brustschwimmen erinnernde Armbewegung, die aber weniger der Fortbewegung



dient als vielmehr der eigenen sorglosen Lust, im Wasser vor sich hin zu malen und die Oberfläche mit Wirbeln und Wellenkreisen zu überziehen. Ansonsten scheinen sich die Schweizer eher durch das Hervorbringen ihrer von Krächzlauten vibrierenden Sprache über Wasser zu halten.

Nicht nur John von Düffel, auch der Erzähler scheint sich in Basel fremd zu fühlen. Er, der bisher gewohnt war, aktiv zu schwimmen, sich mit Kraft durchs Wasser zu pflügen, steht fassungslos am Rhein und schaut dem eigenartigen Tun respektive Nicht-Tun der Basler Rheinschwimmer zu. Irgendwann aber ist seine Neugier stärker als das Fremdheitsgefühl und so wagt auch er sich in den Strom und lässt sich durch die Stadt treiben. Immer und immer wieder. So lange es die Temperaturen halbwegs zulassen. Das Virus des Passiv-Schwimmens hat ihn infiziert. Der Rhein lässt ihn in der Folge nicht mehr los.

Erfundene oder erlebte Geschichten?

Der Berner Philosophieprofessor Peter Bieri, der einer breiten Öffentlichkeit unter dem Pseudonym Pascal Mercier bekannt ist und als solcher mit «Nachtzug nach Lissabon» einen Bestseller geschrieben hat, meinte kürzlich in einem Gespräch bei Schweizer Radio DRS 2: «Eine Geschichte zu erzählen, bedeutet in erster Linie, Erfahrungen zur Sprache zu bringen». Das heisse aber nicht, dass erzählte Geschichten autobiographisch sein müssten. Damit eine Geschichte glaubwürdig erscheint, reiche es aus, wenn sie sich in etwa so abgespielt hat, wie sie erzählt wurde.

Ähnlich drückt es John von Düffel aus. Auch er schöpft aus seinem Erfahrungsschatz und greift auf erlebte oder von anderen erzählte Geschichten zurück: «Das sind teilweise erfundene, teilweise erinnerte und teilweise falsch erinnerte Geschichten. Es ist egal, ob die erzählte Geschichte wirklich passiert ist oder ob ich sie mir ausgedacht habe. Es ist wichtig, dass sie in das Gefüge des Romans passt.»

«Der Punkt von Fiktion ist ja nicht, dass ich mir ausdenke, wie es sein könnte, sondern ich beschreibe, wie es ist und das Fiktionale daran ist, dass ich mit dem Blick einer Figur herangehe. In dem Moment, wo ich anfangen zu erzählen, bin ich ja nicht mehr John von Düffel, der seine Arbeit macht, sondern ich nehme die Perspektive einer Figur an. Ich versuche die Welt aus der Sicht dieser Figur zu beschreiben, sie mit der Sprache, den Gedanken dieser Figur zu erfassen. Für die Dauer der Arbeit an einem Roman nehme ich diese Perspektive an und kucke auch mit den Augen der Figur auf die Welt und suche mit ihren Worten nach einer Möglichkeit, das zu beschreiben. Insofern lebt man in der Zeit, wo man einen Roman schreibt, tendenziell zwei Leben. Also man lebt sozusagen nicht nur als man selbst, sondern geht auch noch in einer Rolle durch die Welt.»

Es erstaunt deshalb nicht, dass John von Düffel immer wieder gefragt wird, ob das Erzählte tatsächlich so geschehen sei. Meistens bezögen sich solche Fragen auf Situationen, «wo man denkt: Das kann doch nicht wahr sein!» Darauf komme es aber in einem Roman gar nicht an:

«Die Realität muss nicht glaubwürdig sein. Ein Roman muss glaubwürdig sein. Die Realität passiert einfach. Die interessiert es nicht, ob wir das unglaublich, unwahrscheinlich oder seltsam finden. In der Realität gibt es einfach Zufälle. Es gibt dumme Zufälle. Im Roman dagegen sind Zufälle immer so eine Sache. Die Dramaturgie des Zufalls ist keine tragende Idee für ein Romankonzept. Wenn in einem Roman zu viele Zufälle passieren, klappt der Leser irgendwann das Buch zu. In einem Roman sollte alles eine Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit haben und das ist etwas völlig anderes als die Wirklichkeit, die sich nicht um unsere Bedürfnisse kümmert.»

In diesem Sinn hat sich auch Peter Bieri gegenüber Schweizer Radio DRS 2 geäußert. Damit eine Erzählung gelinge, so meint er, müssten zwei Kriterien erfüllt sein: Gute literarische Erzählungen sollten zum einen eine sehr hohe Genauigkeit in der Beschreibung der Situationen und des Erlebens der Figuren aufweisen und zum anderen dem Kriterium der Echtheit gerecht werden. Echtheit bedeute, dass der Autor die Erfahrung, die er zur Sprache bringt, kennen muss.

Heisst das in letzter Konsequenz, dass literarische Erzählungen in ihrer Verarbeitung der erlebten oder vermittelten Erfahrung die Wirklichkeit unserer Alltagswelt abbilden – wenn auch in einer verschlüsselten Form?

Abgebildete oder gedeutete Wirklichkeit?

Mit der Wirklichkeit ist es so eine Sache: Ist sie so, wie sie uns scheint oder scheint sie bloss so, wie sie sein soll, damit wir beruhigt unser Alltagsleben führen können? Ist die Wirklichkeit des Alltagslebens wirklicher als die Wirklichkeit in einem Roman? Ist nicht jede Darstellung von Wirklichkeit bestenfalls eine Deutung? Eine Leistung jener Person, welche die Wirklichkeit interpretiert?

Es ist die Frage der Relativität der wahrgenommenen und gedeuteten Wirklichkeit. Bereits in frühen Jahren hat sich John von Düffel, damals noch als Student der Philosophie, mit dieser Thematik beschäftigt und im Alter von 23 Jahren dafür den Dokortitel erhalten. Was waren seine Überlegungen?

«Es ist eine Idee, die mich noch heute sehr beschäftigt: Kurz gesagt geht es darum, dass wir, glaube ich, im Alltag extrem unterschätzen, wie sehr unsere Wahrnehmung der Welt, also all der Dinge, die uns umgeben, eine Interpretationsleistung oder Denk-

leistung oder Wahrnehmungsleistung von uns ist – wie sehr wir das Material, dem wir im Alltag begegnen, tatsächlich interpretieren und dass erst durch unsere Denkleistung, durch unsere Interpretationsleistung überhaupt aus all dem, was auf uns einströmt, etwas wird.»

Auch John von Düffel selbst hat diese Erfahrung gemacht: «Ich habe», so hält er fest, «schon immer sehr stark den Impuls gehabt, Geschichten zu schreiben und auch Geschichten zu erfinden. Ich habe zu meinem wirklichen Leben auch immer noch so ein erfundenes Leben gehabt, was aber nichts Besonderes ist. Man versucht sich halt seine Wirklichkeit so ein bisschen interessanter zu denken.»

Ähnlich geht es dem fiktiven Erzähler in «Beste Jahre», dem Roman, der die Erfahrung des spät eintreffenden Vaterglücks zum Thema hat: *Ich war*, erklärt dieser an einer Stelle, *viel zu sehr Schauspieler, um nicht auch am Schreibtisch zu spielen:*

Ich durchlebte die Dinge, indem ich sie schrieb. In dem Augenblick, in dem ich sie zu Papier brachte, waren sie gegenwärtig – greifbar, fühlbar, wirklicher als die Wirklichkeit. [...]

Schreiben war für mich die Verwandlung wirklicher Empfindungen und Erfahrungen in ihre Möglichkeit und umgekehrt, ein von ganzem Herzen schauspielerischer Akt, eine Gefühlswelt, die nur existierte, solange ich daran glaubte.

Heute arbeitet John von Düffel – als Dramaturg – am Thalia Theater in Hamburg. Seit acht Jahren nun schon. Offensichtlich fühlt er sich hier wohl. Am Wetter kann es nicht liegen. Auch in Hamburg ist es kalt – kälter noch als in Basel und ohne Mütze und Handschuhe wird auch der nachmittägliche Winterspaziergang der Binnenalster entlang zur Tortur für Ohren und Hände. Ausserdem ist es hier oben im Norden viel früher dunkel als am Rheinknie, doch John von Düffel hat sich entschieden. Fremd fühlt er sich hier sicher nicht. Seiner Produktivität tut dies keinen Abbruch. Er schreibt noch immer Bücher, jedoch ohne äusseren Druck, denn John von Düffel hat das Glück, als Autor nicht erfolgreich sein zu müssen. Sein Einkommen als Dramaturg verschafft ihm diese Freiheit. «Das hilft» ihm «total», wie er sagt.

«Ich weiss ganz genau, dass ich keinen Bestseller schreiben muss. Ich muss nicht einmal ein Buch schreiben, dass sich wahnsinnig gut verkauft. Ich muss mir also keine Sorgen machen, wie das gefällt, was ich schreibe. Ich muss mir nur die Sorgen machen, dass ich möglichst gut schreibe.»

Und am Ende, dessen ist sich John von Düffel sicher, «findet jeder, der über etwas schreibt, das ihn wirklich radikal interessiert, auch Leser, die das interessant finden.»